

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Protokoll der 3. (2.) ausserordentlichen Versammlung des V.
Vereinsjahres.

Protokoll der 3. (2.) ausserordentlichen Versammlung des V. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 13. Mai 1896, nachm. 3¹/₂ Uhr.

Zur Eröffnung der Berliner Gewerbe-Ausstellung im Treptower Park
am 1. Mai 1896.*)

Was der Meister ersann,
Steht hier zur Zier,
Was der Geselle kann,
Das zeigt er Dir;
Dass Lehrling Jedermann,
Lernst auch Du hier.

Das freudige Ereignis, welches sich heut im östlichen Vorort Berlins abspielt und das für alle Zeiten ein wichtiger Markstein in der Geschichte unserer Reichshauptstadt bleiben wird, sei hierdurch auch seitens unserer Gesellschaft und zwar um so mehr begrüsst, als Kunstfleiss, Gewerbe und Handel mit in den Rahmen der von der Landes- und Heimatkunde zu erforschenden Gebiete programmgemäss hineingehört.

Das phänomenale Anwachsen unserer Stadt Berlin und der soeben erwähnten bürgerlichen Thätigkeiten spiegeln sich auch in der nachfolgenden Geschichte der Berliner Gewerbeausstellungen wieder, welche teilweise einem Bericht des Stadtbibliothekars Dr. Arend Buchholz in den „Offiziellen Ausstellungs-Nachrichten“ vom 8. Februar d. J. entlehnt ist.

Die ersten beiden Berliner Gewerbe-Ausstellungen sind vom preussischen Staate angeregt worden. Eine Königliche Kabinetsordre an den Handelsminister Grafen von Bülow vom 7. Juni 1821 bestimmte, dass vom 1. September 1822 an in Berlin eine Ausstellung inländischer Fabrikate stattfinden und sechs Wochen hindurch dauern sollte; das Recht, zur Ausstellung zugelassen zu werden, hatte jedes Fabrikat, auch

*) Das beifolgende Exemplar der berühmten preisgekrönten Vignette von L. Sütterlin, eine aus der Erde wachsende Faust mit dem Arbeitshammer, im Hintergrunde die Thürme Berlins, verdankt die Brandenburgia der Güte des aus den Herren Kommerzienrat Fritz Kühnemann, Baumeister Bernhard Felisch und Geheimen Kommerzienrat L. M. Goldberger bestehenden Arbeits-Ausschusses der Berliner Gewerbe-Ausstellung.

das grösste, wenn dessen Gebrauch allgemein verbreitet und es im Verhältnis zum Preise gut gearbeitet war. Die Absicht des Königlichen Erlasses wurde aber leider vielfach missverstanden. In Berlin hatte man bis dahin nur Kunstausstellungen gesehen, und viele Gewerbetreibende mussten sich, wie Beuth berichtet, erst durch den Augenschein überzeugen, dass jedes im Verhältnis zum Preise gut gearbeitete Fabrikat des Ausstellens auch wert sei. Andere, wie die Buchbinder, glaubten, dass ihre Arbeiten Kunstwerke wären und in die gleichzeitig stattfindende Kunstausstellung gehörten. Aus lächerlicher Besorgnis stellte der Eine nicht aus, um seine Fabrikpreise nicht öffentlich bekannt zu geben, der Andere, um schöne Muster und Formen nicht zu verraten. So kam es denn, dass, als der König rief, nur wenige, allzu wenige kamen. Namentlich fiel unangenehm auf, dass solche Gewerbetreibende, die vom Staate wegen ihrer Fabrikate ausgezeichnet und unterstützt worden waren, und von denen man am ehesten eine Beteiligung hätte erwarten können, von der Ausstellung wegblieben. Die erste Berliner Gewerbe-Ausstellung von 1822 ist nur von 176 Ausstellern beschickt worden, meist aus den Provinzen Brandenburg und Schlesien und vom Niederrhein. 13 Säle und Zimmer des Gewerbehauses, Klosterstrasse 36, reichten hin, 998 Gegenstände zu fassen.

War der Erfolg der ersten Berliner Gewerbe-Ausstellung auch nur gering, so veranstaltete die Staatsregierung schon im Jahre 1827 eine zweite „öffentliche Nationalausstellung vaterländischer Fabrikate“ im Akademiegebäude. Die Zahl der Teilnehmer stieg auf 208, die der Ausstellungsobjekte auf 1659; dennoch vermochte sie ebensowenig wie die Ausstellung von 1822 eine annähernd richtige Vorstellung von den Leistungen des preussischen Gewerbefleisses zu geben. Noch immer hatten geteilte Interessen und eine Menge schiefer Ansichten und Bedenken ein richtiges Verständnis für den Zweck der Ausstellungen nicht aufkommen lassen.

Dies waren zwei im wesentlichen als preussische zu bezeichnende Ausstellungen. Der demnächst erblühende deutsche Zollverein liess es wünschenswert erscheinen, dass eine grosse Ausstellung für dies wichtige und das eigentliche wirtschaftliche Rückgrat des deutschen Bundes bildende, handelspolitisch geeinigte Gebiet veranstaltet werde. Das ist die Bedeutung der „Ausstellung deutscher Gewerbeserzeugnisse zu Berlin 1844.“ Auf der zur Erinnerung geschlagenen, diese Umschrift führenden Denkmünze sitzt die Germania über einem Stein, der die Inschrift „Seid einig“ trägt, während die Rückseite in Erinnerung an die durch Ernst Borsig begründete Lokomotivfabrikation eine Lokomotive nebst Tender zeigt. Am Rande läuft die Umschrift: Vorwärts mit deutschem Fleisse und deutscher Kraft.

Die Ausstellung fand im Zeughause statt und war für die damalige Zeit inhaltlich wie nach der äusseren Ausstattung als glänzend gelungen zu bezeichnen.

Hauptsächlich, aber doch nicht allein, waren die Zollvereinsstaaten beteiligt. In erster Linie dominierte Berlin; die Provinzen Sachsen, Schlesien und Rheinland waren vorzüglich vertreten. Im übrigen hatten sich sehr lebhaft beteiligt Nürnberg, Fürth und die benachbarten fränkischen Fabrikorte sowie Württemberg. Von 3040 Ausstellern entfielen auf Preussen 1932, auf die süddeutschen Zollvereinsstaaten 392 (Bayern 269, Württemberg 109, Baden 14), auf die Zollvereinsstaaten von Mittelddeutschland 467 (Königreich Sachsen und thüringische Staaten 256), auf die norddeutschen Staaten 174, auf Österreich 75. Die Oberfläche der Ausstellungsräume betrug 6534 qm, die Flächenausdehnung 1922 qm. Das Gesamtgewicht der ausgestellten Gegenstände berechnete man auf 7800 Centner, den Gesamtwert auf eine Million Thaler. Der Katalog, der auf 19 Bogen answoll, wurde in vier Auflagen von zusammen 24500 Exemplaren gedruckt. Die erste Auflage war 6000 Exemplare stark und in wenigen Tagen vergriffen. Der Eintrittspreis betrug 5 Sgr. Die Gesamtzahl der einmaligen Besuche der Gewerbe-Ausstellung stellte sich auf 260 000.

Zum ersten Male wurde damals in Verbindung mit einer Berliner Gewerbe-Ausstellung eine Verlosung von Gegenständen von einem aus Mitgliedern der polytechnischen Gesellschaft gebildeten Verein veranstaltet. Abgesetzt wurden 80 000 Loose zu einem Thaler; aus dem Erlöse wurden 61 200 Thaler an 632 Aussteller für 18 532 zu Gewinnen bestimmte Gewerbs-Erzeugnisse und 14000 Thaler für 61400 Erinnerungsmedaillen verausgabt.

Die Gesamt-Einnahme der Gewerbe-Ausstellung in den zehn Wochen vom 15. August bis zum 24. Oktober ergab 40 486 Thlr., die Ausgabe betrug 50 541 Thlr., der Fehlbetrag von 10 055 Thlrn. wurde aus Staatsmitteln gedeckt.

Die Revolutionsstürme von 1848 hatten das Gewerbewesen mit harten Schlägen getroffen. Ihm neue Anregung, neuen Aufschwung zu geben, war u. A. die Polytechnische Gesellschaft in Berlin mit besten Kräften bemüht, als sie im Jahre 1849 eine lokale Berliner Gewerbe-Ausstellung vorbereitete, die den kleineren Gewerbetreibenden Gelegenheit gab, ihre Erzeugnisse zur Anerkennung zu bringen. Sie fand vom 15. August bis zum 15. Oktober im Kroll'schen Etablissement statt, und an ihr nahmen als Vertreter von 307 verschiedenen Industriezweigen 855 Firmen teil. Die Ausstellung war von gutem Erfolge gekrönt, namentlich wurde der Hauptzweck, den Gewerbetreibenden, die durch die politischen Verhältnisse und die dadurch veranlasste Geschäftsstille

schwer geschädigt worden waren, wiederum zu erhöhter Thätigkeit anzuregen, erreicht.

Nunmehr tritt eine Pause von dreissig Jahren ein, während welcher Berlin die grösste Wandlung, die es in der Geschichte erlebt hat, vollzieht, von der Periode des politischen Niederganges um 1850 durch den Aufschwung von 1864, die Zwischenzeit des Norddeutschen Bundes 1866—1870 und dann als deutsche Reichshauptstadt. Die lebhaft bekrittelte Äusserung des Professor Reuleaux über die deutsche Industrie mit der Wendung „billig und schlecht“ hat doch viel dazu beigetragen, unsern Gewerbefleiss aufzurütteln und in bessere Bahnen zu lenken. Eine reife Frucht hiervon war die wohlgelungene Berliner Gewerbe-Ausstellung, welche am 1. Mai 1879 im fiskalischen Ausstellungspark nahe dem Lehrter Bahnhof eröffnet wurde auf einem Raum von 60000 qm, wovon 24 000 qm überdacht waren.

An der Ausstellung nahmen teil 1799 Aussteller; für die Konfektion, die am stärksten vertreten war, 450, für die Maschinen-Industrie 246, die Metall-Industrie 149, die graphischen Künste 135, das Bau- und Ingenieurwesen 126, die Industrie der Nahrungs- und Genussmittel 109, die Holzindustrie 103, die Industrie der wissenschaftlichen Instrumente 96, die Kurz- und Galanteriewaren 83, die chemische Industrie 62 Aussteller. Geöffnet war die Ausstellung vom 1. Mai bis zum 30. September. Das materielle Ergebnis war glänzend. Aus dem Reingewinn von 500 000 Mark wurde eine Stiftung gebildet, deren Zweck ist, die gedeihliche Fortentwicklung und den Aufschwung der Berliner Industrie zu fördern und zur Wahrung und Hebung ihres Rufes beizutragen.

Bei der Kurzlebigkeit unserer Zeit sind die vorbereitenden Ereignisse, welche der jetzigen grössten Berliner Gewerbe-Ausstellung vorangingen, derartig bereits in Vergessenheit geraten, dass wir sie von unserm heimatkundlichen Standpunkt aus, wenn auch nur in aller Kürze, berühren.

Bereits zu Ende des Jahres 1880 bildete sich wieder ein Ausschuss für eine grosse Ausstellung in Berlin; diesmal sollte es eine Internationale Weltausstellung werden. Allein nicht einmal in Preussen, geschweige denn im Auslande liess sich in den massgebenden Industriekreisen eine Ermutigung hierfür finden und im April 1881 antwortete der Herr Staatssekretär von Bötticher, dass die Reichs-Regierung die Initiative den privaten und Interessentenkreisen lediglich selbst überlasse und für eine in Berlin zu veranstaltende Weltausstellung eine Entscheidung nicht getroffen habe.

Das geschah mit Rücksicht auf die Centenar-Weltausstellung, die für 1889 in Paris geplant war. Nachdem letztere einen glänzenden Erfolg gehabt, wurde der Gedanke einer Weltausstellung in Berlin von

neuem aufgenommen. Auch jetzt wurde dem Unternehmen keine Gunst ausserhalb Berlins zugewendet und als Gegengrund die Internationale Weltausstellung zu Chicago 1893 ins Feld geführt, später ebenso die von neuem im Seine-Babel projektierte Universalausstellung i. J. 1900 bzw. 1901.

Ebenso erging es dem Ausschuss, welcher nunmehr eine Allgemeine Deutsche Kunst- und Industrie-Ausstellung in Berlin unternehmen wollte, ja bei dieser Gelegenheit kam die Abneigung, die leider in unserm grossen Vaterlande gegen die deutsche Reichshauptstadt in manchen Kreisen herrscht, erst recht zur Geltung.

Von nun ab d. h. vom 4. April 1894 wurde der Ausstellungsplan auf Berlin als solches beschränkt, und nachdem er hier eine sichere Unterlage durch die Beihülfe der Städtischen Behörden gewonnen, ist nicht zu verkennen, dass auch die preussischen wie deutschen Reichsbehörden dem also in engere lokale Grenzen eingedämmten Unternehmen mehr und mehr ihre moralische, später auch durch Beschickung der Ausstellung und in mancher anderen Beziehung ihre thatsächliche Unterstützung in dankenswerter Weise haben zu teil werden lassen. Die rechte und volle Weihe aber hat die Berliner Gewerbe-Ausstellung durch die huldvolle Eröffnung derselben seitens unseres Kaisers und Königs am heutigen Tage erhalten. Möge ein glücklicher Stern über dem grossen Werke leuchten!

Berlin, den 1. Mai 1896.

2. Kostenanschlag der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1893:

Hauptgebäude	M. 1,559,000,—
Chemiegebäude	„ 290,000,—
Fischereigebäude	„ 320,000,—
Gebäude für die Schule (Wohlfahrtseinrichtungen)	„ 132,000,—
Gartenbau	„ 15,000,—
Gebäude für Gasindustrie	„ 26,000,—
Verwaltungsgebäude	„ 78,000,—
Einzäunungen	„ 35,000,—
Ausschmückung des Parkes	„ 221,000,—
Wegeüberbrückungen	„ 100,000,—
Teichanlage und Wasserturm	„ 289,000,—
Be- und Entwässerung, Gas- und Wasserleitungen	„ 250,000,—
Architekten, Baubureau	„ 200,000,—
Terrainpachtungen	„ 75,000,—
Latus	M. 3,590,000,—

Transport	M. 3,590,000,—
Subventionierungen (Beiträge zur Pflasterung an die Gemeinden Treptow, Rixdorf; zur Herstellung des Eisenbahn-Bahnhofes an die Eisenbahnverwaltung; an die verschiedenen Gruppen und Innendekorationen)	„ 510,000,—
Propaganda, Plakate, Plakatbilder, Inserate während der Dauer der Ausstellung etc.	„ 350,000,—
Uniformen, Möbel	„ 100,000,—
Feuerwehr	„ 80,000,—
Musik	„ 100,000,—
Elektrische Beleuchtung und Kraft:	
a) Gesamtkosten der elektrischen Beleuchtung der Haupt-Industriehalle	M. 215,000
b) Restliches, Maschinen und Kessel-fundamente und Einmauerung, Kohlen, Wasser, Bedienung etc.	„ 535,000 „ 750,000,—
Wege, gärtnerische Anlagen, Springbrunnen	„ 160,000,—
Diverse kleine Gebäude	„ 87,000,—
Kesselhaus und Schornsteine	„ 60,000,—
Versicherungen	„ 80,000,—
Personal etc.	„ 300,000,—
Wiederherstellung des Parkes	„ 100,000,—
Allgemeines und Unvorhergesehenes	„ 110,000,—
In Summa	M. 6,379,000,—

Hoffen wir, dass die Einnahmen diesen Voranschlag nicht bloss decken, sondern um ein recht Erkleckliches überschreiten werden!

3. Die Jubiläumsfeier der Akademie der Künste, welche sich am 2. Mai d. J. in Gegenwart Sr. Majestät des Kaisers und Königs vollzog, darf seitens der Brandenburgia nicht übergangen werden, da auch die kulturgeschichtliche Betrachtung der Kunst der Heimatkunde obliegt. Wir verweisen auf den folgenden Wortlaut der Rede unsers Herrschers.

„Es gewährt mir eine herzliche Freude, die Huldigung meiner Akademie der Künste am heutigen Tage ihrer 200jährigen Jubelfeier persönlich entgegennehmen zu können. Ihnen, dem Präsidenten der Akademie, danke ich für den trefflichen Bericht über die Entwicklung der Akademie in den bisher durchlaufenen Stadien. Mein Herz durchweht heute ein Gefühl tiefer Dankbarkeit gegen den Stifter der Akademie, meinen erhabenen Ahn König Friedrich I., und seine erlauchten Nachfolger an der Krone. Haben sie doch in verständnisvoller Würdigung des veredelnden Einflusses der Kunst auf die Volksseele mit weitschauendem Blick und schirmender Hand, auch in Zeiten der Not und der Trübsal, die Bahnen gewiesen und geebnet für eine gedeihliche

Gestaltung und Pflege der vaterländischen Kunst. Dass diese zu der jetzigen Höhe gelangt ist, haben wir nicht zum wenigsten der treuen Arbeit der Akademie in allen ihren Zweigen, insbesondere auch den Männern zu verdanken, die als Lehrer und Schüler an der hiesigen Akademie der Künste gewirkt haben. Für alles, was die Akademie in den 200 Jahren ihres Bestehens an bleibender, wahrhaft künstlerischer Frucht gezeitigt hat, sei ihr mein königlicher Dank gesagt. Ich vertraue, dass auch die in der Akademie gegenwärtig vereinigten Künstler ihre ganze Kraft daran setzen werden, die hohe Kunst in wahrhaft künstlerischem Geiste zu pflegen und ihr bei der ihrer Leitung anvertrauten akademischen Jugend eine würdige Stätte zu bereiten. An Ihnen ist es, das heilige Feuer zu hüten und die Flamme echt künstlerischer Begeisterung zu nähren, ohne welche alle Arbeit auf dem Gebiete der Kunst verkümmert und wertlos wird. Halten Sie als wahre und berufene Diener der Kunst fest an den überlieferten Idealen, so können Sie allezeit meines kaiserlichen Schutzes und meines besonderen Wohlwollens gewärtig sein. Ich hoffe, dass es mir vergönnt sein wird, den beiden akademischen Hochschulen neue und würdige Räumlichkeiten zuweisen zu können. Möge die Akademie auch in den kommenden Jahrhunderten sich gedeihlich weiter entwickeln, möge die Kunst sich zu immer reinerem und hellerem Glanze entfalten und unserem teuren deutschen Vaterlande eine Quelle reichsten Segens werden! Das walt' Gott!

Diesen Wünschen schliesst sich unsere Gesellschaft von Herzen an.

4. Das Wahrzeichen von Berlin.

Als eigentliches Wahrzeichen von Berlin wird von der Bevölkerung unserer Stadt das Denkmal des Grossen Kurfürsten auf der Langen Brücke angesehen, welcher am Enthüllungstage den 9. d. M. der Minister der öffentlichen Arbeiten Herr Thielen im Allerhöchsten Auftrage den Namen Kurfürstenbrücke beigelegt hat. Das Schlütersche Meisterwerk istz war nicht das grösste, aber das schönste Erzstandbild Berlins und eins der schönsten unserer Erde überhaupt. So nehmen wir freudigen Anteil an seiner Wiederaufrichtung. Es war ein glücklicher Gedanke, mit dem Neubau der Kurfürstenbrücke den immer dringlicher werdenden Ersatz des schadhaften Marmorsockels und die Erneuerung des Denkmals zu verbinden. Die letztere ist genau entsprechend dem Urbilde ausgefallen, nur hat man die bisherigen Marmorstufen des Denkmals der besseren Haltbarkeit wegen aus rötlichem Granit hergestellt. Die verzierten Teile des alten Marmorsockels sind dem Märkischen Museum überwiesen worden. Auf der Rückseite des Denkmals befand sich die Höhlung für den Schlussstein, in welche eine Kupferbüchse eingelassen wurde mit der Urkunde über die Erneuerung des Monuments. Nach Verschluss der Höhlung durch einen Marmor-

pflock wurde auf der Rückseite eine Tafel aus Bronze befestigt mit der Inschrift: „Errichtet unter König Friedrich I. im Jahre 1703. Der Sockel erneuert unter Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1896.“

An das Denkmal hat sich ein förmlicher Kreis von Sagen angeknüpft. Erst kürzlich hat unser II. Vorsitzender E. Friedel eine solche in der Zeitschrift „Der Bär“ Jahrgang XXII 1896 S. 75 mitgeteilt, „Die Spree-Norne“ in Form einer Ballade des Baron von Kurowsky-Eichen etwa a. d. J. 1820, welche der berühmte Carl Loewe unter seine unsterblichen Balladen-Kompositionen aufgenommen hat. Beiläufig ist auch im Volksmunde behauptet worden, die Rückseite habe eine Bronzetafel gehabt, ja ein Mann erstattete sogar vor einigen Jahren der Polizei eine Anzeige, dass er gesehen, wie ein Dieb mit der Tafel davongegangen sei. Die sorgfältigsten Untersuchungen haben aber ergeben, dass die Rückseite niemals eine Metalltafel gehabt hat. Erst jetzt ist eine solche und zwar aus triftigem, auf der Hand liegendem Grunde am neuen Sockel befestigt worden.

5. Bericht über die Versammlung in der hiesigen Klosterkirche am 13. Mai 1896 nachmittags 3½ Uhr.

Der 2. Vorsitzende Herr Geheimrat Friedel eröffnete die Versammlung in dem Kirchengebäude, erläuterte mit kurzen Worten den Zweck derselben und erteilte, nachdem er dem Probst von Berlin Herrn Dr. Brückner für die Verstattung der Besichtigung gedankt, dem I. Schriftwart Herrn Ferdinand Meyer das Wort zu einem Vortrag.

Zur Geschichte der Klosterkirche bis zur Reformationszeit.

Sechs Jahrhunderte sind an dieser geweihten Stätte, dem drittältesten Gotteshause unserer Stadt vorübergezogen, das zwar jünger als St. Nicolai und Marien, aber älter als beide in den wesentlichen Partien ihres Baues vor unsern Blicken sich erhebt.

Nachdem das deutsche Schwert und deutsche Kultur den Wenden die Mark Brandenburg entrissen, erstand in der zu Beginn des 13. Jahrhunderts gegründeten Stadt Berlin, dicht neben dem Markte, in den ersten Jahrzehnten jenes Jahrhunderts die dem heiligen Nicolaus, dem Schutzpatron der Kaufleute und Schifffahrer geweihte Pfarrkirche. Umgeben von einem Kirchhofe und umringt von den schlichten Wohnstätten der eingewanderten Kaufleute, Ackerbürger und Handwerker, war das Gotteshaus, nach mittelalterlichem Brauche, dem Geräusch des täglichen Verkehrs genügend entrückt.

Man war damals noch auf die Bearbeitung von Bruch- und Werksteinen angewiesen. Dazu bot der märkische Boden den zwar schwer zu bearbeitenden, aber unzerstörbaren Granit, der, in verschiedenen Epochen der Erdgeschichte

durch Meeresfluten in riesigen Geschieben herangewälzt, als einziges Gestein auf den märkischen Waldflächen zerstreut lag und bereits in urgermanischer Zeit zur Errichtung von Grabstätten gedient hatte.

Der massive granitene Unterbau an der Westseite der Nicolaikirche, ursprünglich wohl nur für einen Turm bestimmt, ist mithin der älteste Architekturrest, den Berlin bewahrt. Wenngleich gotische Formen aufzeigend, kann die noch ziemlich rohe Behandlung derselben doch keinen Anspruch auf eine baukünstlerische Bedeutung erheben.

Das ausserordentlich schnelle Wachstum Berlins machte die Erbauung einer zweiten Pfarrkirche, St. Marien, zwischen 1260 und 1270 erforderlich. Auch ihr Baumaterial war der Granit.

So stand Berlin noch jeder baukünstlerischen Entwicklung fern, wie solche in der Altmark und im Havellande mit Einführung des Backsteinmaterials durch niederländische Kolonisten bereits ein Jahrhundert früher stattgefunden hatte.

Ein Wendepunkt trat erst mit der rapiden Ausbreitung der Bettelmönchorden ein. Von Italien aus berührten Franziskaner und Dominikaner auch die beiden Schwesterstädte Berlin-Köln und machten sich hier ansässig. Mit den Backsteinbauten ihrer Klöster und Kirchen begann in beiden Städten eine höhere künstlerische Entwicklung. Die grosse Anzahl von Gotteshäusern, die in der ersten Zeit der begeisterten Ordensverbreitung notwendig wurde, ermöglichte den Brüdern bei ihren weitreichenden Verbindungen die besten Entwürfe und Werkmeister zu erhalten.

In Köln errichteten die Dominikaner oder „schwarzen Brüder“ um das Jahr 1280 auf dem heutigen Schlossplatz ihre stattliche Predigerkirche, — ein Backsteinbau mit drei gleichhohen, gewölbten Schiffen.

In Berlin hatte die Niederlassung der Franziskaner schon vor 1259 stattgefunden, denn Angelus berichtet in seiner Schilderung vom Wunderblute zu Zehdenick, wohin auch die Markgrafen Johann I. und Otto III. gewallfahrtet, dass beide auf den Rat „Bruder Hermann von Langele's, welcher Lektor im grauen Kloster zu Berlin und der Markgrafen Beichtvater gewesen, ein Jungfrauen-Kloster Cistercienser Ordens gestiftet haben zum Gedächtnis jener Geschichte. Urkundlich wird dieser Gründer der Franziskaner-Niederlassung erst 1257 genannt, als die beiden Markgrafen am 8. April dem vorerwähnten Kloster zwei Hufen Landes in dem Dorfe Schwanebeck vereigneten. Hier wird er unter den Zeugen ebenfalls als Lektor der Franziskaner in Berlin aufgeführt.

Als ersten Konvent derselben bezeichnet die Überlieferung die spätere Wohnstätte der berühmten und ältesten Patrizierfamilie Blankenfelde, Spandauerstrasse 49. Nach dem Brande im Jahre 1380 eingeschert, wurde das Haus wieder aufgebaut; doch ist es nicht unwahr-

scheinlich, dass die starkgewölbten klosterartigen Räume des unteren Geschosses, wie solche bis zu dem unlängst erfolgten Abbruch dieses ältesten der Berliner Privatgebäude noch vorhanden gewesen, dem Brande Widerstand geleistet hatten. Überdies waren die Konsole, von denen die Gurtbögen der Gewölbe aufstiegen, mit Skulpturen geschmückt, die auch Bildnisse geistlicher Würdenträger darstellten.

Erst nach der 1270 erfolgten Stiftung des Franziskaner- oder Barfüsserklosters zu Frankfurt a. O. begannen die Berliner Franziskaner mit der Erbauung des ihrigen.

„Im Jahre 1271 haben die erlauchten Fürsten und Herren, Herr Otto und Herr Albert, Markgrafen zu Brandenburg, aus besonderer Neigung gegen den Orden, den Platz, auf dem dieses Kloster erbaut ist, den Brüdern gnädiglich zu ewigem Besitze geschenkt.“

So lautet im Chore der Klosterkirche die alte lateinische Mönchschrift, deren auch Angelus in seinen „Annales Marchiae“ gedenkt.

Dieser Baugrund bildete einen Teil des weiten Platzes, der zum alten markgräflichen Hof in der Klosterstrasse gehörte und bis zur Oderberger (heutigen Königs-) Strasse sich erstreckte; er lag noch innerhalb der städtischen Umfriedigung, aber ausserhalb des bebauten Gebietes, dessen Grenze die Judenstrasse bildete.

Zunächst mussten die Klostergebäude zu beiden Seiten des die spätere Kirche umgebenden Kirchhofs errichtet werden; und zwar der Flügel an der Stelle der heutigen Direktorwohnung des Gymnasiums, und gegenüber das Refektorium der Mönche, das den jetzigen Singesaal des Gymnasiums bildet. An der Strasse lag der Klostergarten, hinter diesem die sogenannte grosse Kapelle, die mit einem Kreuzgang zusammenhing, der bis zu den Mönchszellen an der neuen Stadtmauer im Zuge der Neuen Friedrichstrasse, und später bis zur Kirche führte.

Bei der Armut der Franziskanermönche, die an Kleidung und Bedürfnislosigkeit den Geringsten des Volkes sich gleichstellten, scheint der Bau ihrer Kirche nur langsam von statten gegangen zu sein, bis der Dominus (Ritter) Jacobus de Nybede, ein treuer Gefährte der beiden Markgrafen Johann und Otto und ein Freund und Förderer des Ordens, den Mönchen seine Ziegelei schenkte.

Die darüber ausgefertigte Urkunde lautet nach einem Transsumt im Kopiar des geh. Staatsarchivs:

„Allen gegenwärtigen und zukünftigen Leuten zum ewigen Gedächtnis! Sofern dies sterbliche vergängliche Leben die menschliche Natur so wandelbar gestellt hat, dass die Dinge der Menschen, die sich zeitlich in die Länge ziehen, oft vergessen werden, ist es nothwendig, auf dass etwas bei zukünftigen Leuten in ewigem Gedächtniss bleibe, dass man es mit Fleiss beweise und belege mit wahrhaftigen Briefen. Um dessentwillen bekenne ich, Herr Jacob, von Nybede genannt,

öffentlich in diesem gegenwärtigen Briefe, dass ich durch Eingabe göttlicher Liebe, zur Seligkeit meiner Seele und der meiner ehelichen Frau, dazu meiner Erbennehmer, gegeben habe den minderen Brüdern des Hauses oder Klosters zu Berlin die Ziegelscheune, die zwischen Tempelhof und Berlin liegt, mit allem Rechte, das mir zukommt oder zukommen möchte, dass sie gleich vollkommen jetzt und zu ewigen Zeiten die Scheune und was dazu gehört, gebrauchen und ordnen mögen nach ihrem ganzen Willen. Dies ist geschehen und gegeben zu Berlin, im Jahre des Herrn, 1290, am Feste der Geburt unserer lieben Frauen, in Gegenwart einiger Bürger, als Curd Schönhausen, Jacob von Lietzen und Curd Belitz, und auch Meister Siegfrieds.“

Dieser wertvollen Schenkung gedachten die Mönche denn auch am Schlusse jener Inschrift, in der sie den „dictus miles“, neben den beiden Fürsten, als Mitbegründer ihres Klosters bezeichneten.

Mit der Vollendung des Langhauses, dessen edel gegliederte Portalgewände mit den schönen Profilierungen den Bau so charakteristisch gestalten, hatte die Kirche zunächst ihren Abschluss gefunden. Kein himmelaufstrebender Turm war als Zeichen eines himmelaufsteigenden Sinnes dem Gotteshause gegeben; die Demut der Askese, welche die Franziskaner vor allen andern Ordensbrüdern übten, die Bestimmung, herabzusteigen in die untersten Schichten des Volkes, verbot ihnen die Erbauung der Türme. So erhob sich denn auf der Spitze des Giebels ein schlichtes Gestell mit der Glocke, welche die Stunden des Gebets verkündete.

Erst im Jahre 1345 wurde dem Gotteshause der über die Flucht der Seitenwände heraustretende, aus sieben Seiten des Zehneckes gebildete polygone Chor hinzugefügt, der die Kirche den edelsten Bauwerken der Mark ebenbürtig macht.

Der verheerende Brand im Jahre 1380 hatte das alte Berlin mit seinen engen Strassen, den mit Schindeln oder Rohr gedeckten Fachwerksbauten der Häuser, in Asche gelegt; die beiden Pfarrkirchen waren in Dächern, Obermauern und Gewölben arg beschädigt worden, — nur die Klosterkirche blieb unversehrt.

Verfallen sind inzwischen die Grabkammern unter dem steinernen Estrich, abgetreten die Inschriften der Grabsteine vor den Stufen des hohen Chores, und nur auf einem derselben war noch vor zwei Jahrzehnten die Jahreszahl 1322 zu erkennen. Vielleicht war der Stein erst später eingelegt worden und gehörte einem der ersten der hier Bestatteten an, die im Gewande des Franziskanerordens beigesetzt wurden, um der Verdienste desselben theilhaftig zu werden.

Wie Angelus berichtet, wurde im Jahre 1306 der Herzog Ernst von Sachsen im grauen Kloster zu Berlin begraben. Dann 1317 die Tochter des Markgrafen Otto, die eine Jungfrau oder Nonne — nach

früheren Chronisten eine „begebene“ Jungfrau — gewesen. Dies Beiwort ist wohl als „Beghine“ zu deuten. Ein Konvent der Beghinen, die nach Art der Nonnen, aber ohne klösterliches Gelübde, sich frommen Übungen, besonders der Krankenpflege widmeten, überdauerte die Kirchen-Reformation, bis das Gebäude (Brüderstrasse 2) im Jahre 1589 durch einen Brand eingäschert wurde.

Der älteste von den noch erhalten gebliebenen Grabsteinen gehört dem im Jahre 1308 verstorbenen Bürgermeister Konrad v. Belitz an, welcher schon im Jahre 1288 als Aldermann die Gewerks-Privilegien der Schneider mit bestätigte. Wir sehen in festen Linienunrissen das uns allein überlieferte Bild eines jener weisen und kräftigen Rathmannen und Patrizier, denen Berlin, neben den Blankenfelde, den Rathenow, Lietzen und Ryke seine Grösse verdankt. Auch für die Trachtengeschichte ist jener Stein von höchster Wichtigkeit; das fast bis zum Fussknöchel reichende Gewand wird durch einen schmalen Ledergürtel zusammengehalten, das Haar fällt vorn in die Stirn, der Bart ist kurz geschoren.

Im Jahre 1365 fand im Chor der Klosterkirche die Beisetzung des Markgrafen Ludwig (des Römer) statt, wie Angelus nach des Chronisten Buchholz Angabe und „nach Ausweis einer alten Tafel berichtet, die noch vor wenig Jahren in der Klosterkirche vorhanden gewesen“. Auch Garcaeus sah diese Tafel und hat uns die lateinische Inschrift derselben überliefert. Sie lautet in der Übersetzung: „Im Jahre Christi, 1365, starb der erlauchte Fürst und Herr, Ludwig der Römer, Markgraf zu Brandenburg, der Sohn des unbesiegten Fürsten und Herrn, des Kaisers Ludwig. Hier unten bei dem Altare ist er mit ziemenden Ehren bestattet worden.“

„Bei ihrem Egeherrn und Gatten, hier bei diesem Altare, ist auch, wie sich's gebühret, seine berühmte und erlauchte Frau Kunigund, feierlich begraben.“ So lautete, nach Garcaeus, die Inschrift ihres Grabsteins.

Als in den vierziger Jahren die Renovierung der Kirche erfolgte, fanden sich vor dem Altare nur noch die Reste der gemauerten Gräfte vor.

Wir gedenken ferner des mit einem Wappen versehenen Leichensteins des Ritters Kraft von Lentersheim, und der schönen Votivtafel des Grafen von Hohenlohe. Beide, und Johann von Utenhofen, hatten als fränkische Ritter ihre Treue gegen den neuen Herrn der Mark, den Burggrafen Friedrich, in der blutigen Schlacht auf dem Cremmer Damme (1412), mit dem Leben bezahlt oder Wunden bis auf den Tod davongetragen. Friedrich errichtete ihnen in der Klosterkirche, welche für das angrenzende „hohe Haus“ die Stelle einer Hofkirche vertrat, Grabmäler, von denen dasjenige Utenhofens verschwunden ist.

Halten wir weitere Umschau, so meldet ein dem Wilcke Blankenfelde errichtetes dunkelbraunes Denkmal von den Verdiensten dieser reichsten und mächtigsten Patrizierfamilie in Berlin, deren Mitglieder von 1284 bis zum Schluss des 16. Jahrhunderts dem Rate der Stadt angehörten. Sie stifteten den vergoldeten Marien-Altar im nördlichen Seitenschiff.

Hervorzuheben von den hier Bestatteten sind noch: Graf Johann von Hohenstein, der St. Johanniter Ordensmeister (1428), der berühmte Landvogt Georg von Stein, Herr auf Zossen (1497), von dessem hier gleichfalls ruhenden Sohne, Friedrich von Stein (1537), Kurfürst Joachim II. die Herrschaft Zossen erbe; der Grosskomthur des deutschen Ordens in Preussen, Clas vom Pach, welcher 1521 mit einer Gesandtschaft des Ordens am Hofe des Kurfürsten Joachim I. verweilte und hier eines plötzlichen Todes verstarb. Sein mit einem Wappen in Erzguss geschmückter Leichenstein ist noch vorhanden.

Keine andere Kirche Berlins hat noch so viel des künstlerischen Schmuckes aufzuzeigen, wie unsere Klosterkirche. Die Mönchsstühle an beiden Seiten der Chorwand sind einfach, aber ihre treffliche Holzschnitzereien in flachem Relief erzählen in einer Art Bilderschrift die einzelnen Momente der Passion. Wir sehen die verräterisch schmeichelnden Züge des Judas; eine Hand mit dem Schwert und daneben ein Ohr erinnert an die Gefangennahme des Herrn; ein Hahn an Petri Verleugnung; wir erblicken die Werkzeuge der Passion und eine Zange, letztere die Kreuzabnahme andeutend etc.

Nachdem das Licht des Evangeliums dem Lande aufgegangen war, verliessen die Mönche nach und nach das Kloster; die von der ihnen lieb gewordenen Stätte nicht weichen mochten, blieben zurück und bis an ihr Lebensende der Ordensregel treu. Als dann aber der letzte von ihnen, Bruder Peter, am 4. Januar 1571 — zwei Tage nach dem Hinscheiden des Kurfürsten Joachims II. — verstorben war, wurde er, wie der Zeitgenosse Angelus berichtet, folgenden Tages „gar ehrlich zur Erden“ bestattet.

Die Hallen des Klosters standen verödet da, bis Leonhard Thurneisser seinen Einzug in den nördlichen, von den Franziskanern erst 1471 bis 1474 erbauten Teil des Klosters hielt.

Es muss hier dieses merkwürdigen und für seine Zeit bedeutenden Mannes noch gedacht werden.

Er liess die in ein Domstift umgewandelte Kirche ausbessern und tünchen, schmückte sie mit farbigen Fenstern aus und stellte die Heiligenbilder wieder her.

„Thurneysser hat mich neu gemacht,
Da ich war alt und ganz veracht't.“ —
schrieb er einem heil. Franziskus in die aufgeschlagene Bibel. Auch

der mit seinem Wappen geschmückte metallene Taufstein und die schöne Kruzifixgruppe sind Weihgeschenke Thurneyssers. Für seine verstorbene zweite Gattin stiftete er eine, die Himmelfahrt darstellende Votivtafel mit der Aufschrift:

„Anno 1575, den zwölften Septembris, starb die erbare tugend-
same Fraw Anna Thurneysserin, geborene Huetlins von Constanz,
Leonhard Thurneyssers zum Thurn eheliche Hausfrau, welche hie
begraben lieget, der Gott eine fröhliche Auferstehung verleihe.

Was gebor'n, dasselbe alles stirbt,
Wol dem, der ein gut End' erwirbt!
Denn wer wohl stirbt ist wol begraben,
Wenn wir nur Gnad' zum Himmel haben.
Wir sterben in dem Elend,
O nimm uns Gott in deine Händ',
Denn wir fremd' Pilger sind all allsamt;
Bei Gott ist recht, wahr' Vaterland.“

6. Herr E. Friedel berichtet

über Cremmen und die Treffen am Cremmer Damm
im Anschluss an die heutige Besichtigung der Klosterkirche Nach-
folgendes.

Um die Lage und die Verhältnisse des Hohenlohesischen Toten-
kreuzes und des Schlachtfeldes am Cremmer Damm zu unter-
suchen begab ich mich am verwichenen Sonntag den 9. Mai d. J. mit
mehreren Mitgliedern unserer Brandenburgia nach dem stillen Land-
städtchen Cremmen im Osthavelländischen Kreise. Obwohl dasselbe
über Tegel durch eine Zweigeisenbahn zugänglich ist, wird es noch
immer von Berliner und anderen Touristen weniger aufgesucht, als es
seiner angenehmen Lage und seiner geschichtlichen Beziehungen wegen
verdient. Freilich eine Eisenbahn-Fahrt von über zwei Stunden und der
Preis von 2 M. 30 Pf. für eine Rückfahrkarte III. Klasse sind nicht ver-
lockend und eine Einbeziehung Cremmens in den Vorortverkehr wird
mindestens noch bis zur Fertigstellung der Strecke Cremmen — Neu Ruppin
bzw. Wittstock auf sich warten lassen.

Eine freundliche Lindenallee führt vom Bahnhof in die Stadt und
erweitert sich allmählich genau wie eine märkische Dorfstrasse, hier-
durch einen eigentlichen Platz nach städtischer Art ersetzend. Dies ist
bei der Bauart einer Stadt auffallend und lässt darauf schliessen, dass
Cremmen aus einer Dorfanlage entstanden ist. Von Mauer und
Graben sind die letzten Reste vor einigen Jahren verschwunden. Er-
wähnt wird die wehrhafte Grenzveste Cremmen gegen Pommern zuerst
1217. Den Zug der Stadtmauer um das einen Rundling bildende Ört-
chen lässt der Lageplan noch jetzt gut erkennen.

Wo die erstgenannte Strasse sich am breitesten erweitert, schneidet die Ruppiner Strasse ungefähr von Süden nach Norden ein und führt in letzterer Richtung auf den berühmten Cremmer Damm. Hierbei übersieht man die einstmals feste Lage des Städtchens, welches auf weite Strecken den einzigen Übergang vermittelte durch das Luch (Schleuener Luch, Cremmer Luch, Sommerfelder Luch, Flatower Luch, Linumer Luch, Wustrauer Luch, Ternower Luch und überhaupt das gewaltige, das jetzt schmale Flüsschen Rhin auf beiden Seiten einfassende riesige Rhin-Luch). Aus diesem Luch ragen hie und da diluviale Schollen des Untergrundes hervor, die nicht selten mit altalluvialen Dünensand-Überwehungen gekrönt sind. Auf einer solchen festen Insel im unabsehbaren Moor ist Cremmen erbaut. Von der Burg, die in der sumpfigen Niederung unmittelbar vor der Stadt gegen Abend zu lag, ist nichts mehr vorhanden, dagegen befanden sich am Berliner Thor und in der Kietzer Strasse bis vor kurzem noch geringe Reste einer mittelalterlichen Befestigung.

Als Rest des ungeheuren Wasserbeckens, welches sich hier noch bei Menschenzeiten, freilich in vorgeschichtlicher Epoche befunden hat, ist der über anderthalb Meilen lange Cremmer See, der sich bereits arg in der Verschilfung und Vertorfung befindet und den der für grosse Kähne schiffbare Ruppiner Kanal durchschneidet, anzusehen. Leider kommt man an den See wegen seiner sumpfigen Ufer schlecht heran.

Eine Schilderung der Gegend scheint mir um so notwendiger, weil weder in Berghaus' Landbuch der Mark Brandenburg noch in unsers Ehrenmitgliedes Theodor Fontane's berühmten „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, zwei Werken, die man als heimatkundlicher Ausflügler gern zunächst zu Rate zieht, etwas über die dortige Landschaft gesagt wird. Kurz vor der Kanalbrücke beschreibt der Damm fast einen rechten Winkel, indem er zur leichteren Herstellung an den Fuss der Sandhügel der Cremmener Stadtforst angelehnt wurde, die hier mit einem spitzen Zipfel westlich in die Luchlandschaft vorspringt. Hier liegt das Schützenhaus, ferner die Stadtförsterei für das über 3000 Morgen grosse städtische Waldrevier und dicht südlich, vor der Brücke eine Kgl. Oberförsterei. Östlich erstreckt sich dann ein prächtiges urwaldartiges Gelände bis Oranienburg. Diese Waldgebiete können von den Stationen Vehlefanzen und Schwante aus am bequemsten besucht werden.

Südlich von Vehlefanzen, das wie das benachbarte Schwante und Bärenklau ein Remontedepot mit prächtigen Pferdebeständen ähnlich dem den Berlinern bekannten Brieselang besitzt, woneben noch die berühmte Pferdezüchterei in Pausin zu erwähnen, ich sage südlich von Vehlefanzen 3 km ab, liegt ein grosses, aus einer Anzahl verschieden benannter Heiden zusammengesetztes Waldgebiet, das die Bezeichnung „Der Krämer“ trägt. Dieser Wald bildet die nördliche Fortsetzung des Brieselangs und der Nauener Stadtheide. Schwante wird mit Recht

die Pforte zu dem wunderbar prächtigen Waldgebiet der grossen Neu-Holländer Forst genannt, die sich 15 km in der Länge und 12 km in der Breite zwischen Cremmen und Oranienburg hinzieht und deren Perle der Sarnow ist. Der „Führer“ unsers verdienten Touristenklubs für die Mark Brandenburg sagt darüber Folgendes: „Die Neu-Holländer Forst übertrifft an Naturschönheit noch den Brieselang, mit dem sie den Reichtum an Laubbäumen und üppig wucherndem Unterholz gemein hat. Unberührt wie ein Urwald liegt die herrliche Forst da; selten durchzieht ein Wanderer ihre Pfade und vergebens würde der verwöhnte Tourist in dem weiten Gebiet nach einem Wirtshause suchen.“

Von Schwante führt die Strasse rechts von der Bahn in die Forst. Nach 20 Minuten treffen wir an der Cremmener Chaussee in romantischer Umgebung das von dem Rittergutsbesitzer Sommer, einem der begüterten Grundeigentümer unsers Vororts Schöneberg, vor einigen Jahren in der Waldeinsamkeit neu geschaffene, Sommerswalde genannte, recht sehenswerte herrschaftliche Anwesen. Das stattliche Schloss ist auf Jagen 16 der Forst im Stile des Reichstagsgebäudes aufgeführt. Entsprechend prächtig sind die Nebengebäude eingerichtet, das Treibhaus im byzantinischen, der Pferdestall im gotischen Stil erbaut; ausserdem erhebt sich im Jagen 20 ein Mausoleum.

Uns aber ruft die Heimatkunde nach dem Cremmer Damm zurück. Jenseit der Brücke liegt der Damm hoch aufgeschüttet. Mühe hat es gemacht, ihn zu einer Chaussee auszubauen in dem grundlosen Moor, das er im Mittelalter als ein schmaler Knüppeldamm durchschnitt. Obwohl das Moor hier entwässert und dadurch relativ trockner geworden ist, quillt es hart am Fuss des Dammes mitunter empor und vergeblich sucht ein hineingestossener langer Stab nach Grund. Wehe dem, der hier vom Damm abgedrängt wurde, Ross und Reiter mussten versinken, auch wenn sie nicht, wie bei den Kämpfen von 1334 und 1412 schwer gerüstet und gepanzert waren. Noch zur Zeit Samuel Buchholtz's war die Passage höchst primitiv, denn im Jahre 1765 sagt er: „Es ist hieby der berühmte Cremmer Damm, der aber mehr eine lange Fuhrte, durch eine Elslache, als ein Damm genannt werden kann.“

Im Jahre 1334 wurden hier die Brandenburger unter Ludwig dem Älteren von den Pommern geschlagen und 1412 erlitt unser Burggraf Friedrich von Hohenzollern im Kampfe gegen die Herzöge Otto und Kasimir von Pommern ebenfalls eine Niederlage, deren in der Berliner Klosterkirche bestattete Opfer uns in letzterer am heutigen Tage beschäftigt haben. Auf der linken Seite des Cremmer Dammes, siebenhundert Meter von der Brücke, erhebt sich ein schlankes hohes lateinisches Kreuz, gotisch stilisiert aus hellem Sandstein, welches unten auf der Seite nach der Landstrasse zu das Hohenlohesche Wappen und darunter folgende Inschrift trägt:

Im Jahre des Herrn 1412 den 24. Oktober am St. Columbanitage fiel hier der edle Herr Johannes Graf zu Hohenlohe; Friedrich L., Markgraf von Brandenburg und des H. R. Reichs-Erzkämmerer und Kurfürst setzte zu seinem Andenken ein hölzernes Kreuz, welches 1666 zuerst, dann 1796 erneuert, anno 1845 aus Stein neu errichtet wurde durch Friedrich Wilhelm IV. König von Preussen.

Ich darf wohl an die bezügliche Notiz des neuentdeckten Berliner Annalisten von 1434 erinnern, die ich S. 51 mitgeteilt und die im trocknen Chronikenstil sich über das denkwürdige Treffen mit den Worten abfindet:

Eodem anno (1412) in vigilia Simonis et Iudae Dominus Hollach, Dominus Philippus et multi Nobiles de Curia Marchionis fuerunt interfecti per Duces Stettinenses in aggere Kremmen. 12/10!

Das Denkmal ist von Unbefugten mit eingeritzten oder aufgekritzelten Namen leider teilweise bedeckt, im übrigen aber in guten baulichen Würden.

Auf dem Dünenzuge nördlich vom Hohenlohekreuz nach Westen zu im Sumpf sind häufig menschliche Reste gefunden worden, welche man mit den Kämpfen auf dem Cremmer Damm in Verbindung bringt. Wir müssen wohl annehmen, dass die Vornehmen unter den Erschlagenen zunächst zu Cremmen selbst in der Pfarrkirche von St. Nikolai aufgebahrt wurden. Die Mitglieder unserer Gesellschaft E. Schenk und H. Maurer nahmen ausser von dem Hohenlohe-Denkkreuz auch photographische Ansichten dieser alten Kirche auf, der man sich allerdings, da der quadratische Kirchplatz nur eng und mit Lindenbäumen bepflanzt ist, nur schwierig mit dem photographischen Apparat angemessen nähern kann. In der Kirche selbst ist vorzüglich der mit vielen Waffen und Trophäen geschmückte Rahmen des Epitaphs eines Herrn von Bredow sehenswert.

An dem Äussern der Kirche sind die Stürme der Zeiten und Brände nicht spurlos vorübergegangen und es erschweren die vielen verschiedenartigen Flickbauten die Orientierung über das Ganze.

Ursprünglich dürfte die Kirche ein aus, an den Gebäude-Ecken behauenen, sonst nur oberflächlich geschichteten Feldsteinblöcken errichtetes längliches Viereck gewesen sein. Nach Verwüstung der Kirche durch Brand ist der hauptsächlichliche Teil des Gotteshauses aus grossen roten Backsteinen in gotischer Stilisirung aufgeführt und zwar ist auf der Südseite ein niedriger Anbau angefügt worden. Diese Südseite zeigt namentlich rechts und links vom Eingangsportal einen seltenen Reichtum von Kirchenmarken in dem Backsteingefüge, welche bereits eine Spanne hoch über dem Erdboden beginnen. Diese Steinzeichen sind halbkugelige Rundmarken von der Grösse eines Pfennigs ab bis zu

einer solchen, dass ein Fünfmärkstück kaum die Höhlung zu verdecken vermag. Viele Höhlungen sind so energisch ausgerieben worden, dass sich eine förmliche Patina gebildet hat. Daneben befinden sich in allen Stellungen Längsmarken, beiderseits konisch endigend, von der Grösse, dass ein sogen. Cigarrenscherer bequem hineinpasst. Daneben senkrechte, halbcylindrische, oben und unten abgeschnittene Hohlkehlungen. Diese Näpfchen, Längsrillen und Hohlkehlen sind an manchen Stellen wie ausgesät und haben die Ziegel-Formsteine der Mauer förmlich deformirt. Über ihre in katholischer Zeit erfolgte Herstellung und ihren Zweck weiss wie gewöhnlich kein Ortsangesessener etwas auszusagen. Wir haben auch eine Gruppe dieser Zeichen der Verehrung und des Aberglaubens photographirt. Daraus, dass die Näpfchen jetzt, wie vorgegedeutet, bereits wenige Zoll über der Erde beginnen, folgt klarlich, dass die Plinte des Mauerwerks früher erheblich tiefer freilag, denn in so unbequemer Stellung konnte Niemand, auch nicht ein Kind, die künstlichen Mauermarken anbringen.

Die Zeit, als die Brandenburger am Cremmer Damm geschlagen wurden, mag gerade diejenige gewesen, wo die Kirchenmarken so recht im Schwange waren.

An derselben Südseite der Kirche, aber mehr östlich, fanden wir einen sandsteinernen Mühlstein von etwa zwei Fuss Durchmesser in die Aussenseite eingemauert. Dasselbe Vorkommnis haben wir an der Kirche zu Miersdorf bei Königs-Wusterhausen, Kreis Teltow, beobachtet. Auch hier dürfte vielleicht ein abergläubischer Zweck zu Grunde liegen. Die Nachbarn der Cremmer Kirche halten den Stein für eine Sonnenuhr, wovon wir uns aber nicht überzeugen konnten.

Vor 1845 führte das damalige Kreuz nach S. 107 des Werkchens „Die Umgegend Berlins“ die Inschrift: „Anno 1412 am St. Columbans Tage verschied in diesem Damme Herr Graf Johann von Hollach' oder Hohenlohe, Markgräflich Brandenburgischer General, welchem zu Ehren dies Monument gesetzt ist“.

Der Name Hollach oder Holloch bezieht sich auf die Burg gleichen Namens bei Uffenheim in Franken und hiernach nannte sich seit dem 12. Jahrhundert das alte Herrengeschlecht der Hohenlohe. Der jetzige deutsche Reichskanzler und Ministerpräsident Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Durchlaucht, hängt, nachdem die Linie Hohenlohe-Hohenlohe 1412 erloschen und nur die Linie Hohenlohe-Speckfeld übrig geblieben mit der abseiten letzterer 1551 gestifteten katholischen Hauptlinie Hohenlohe-Waldenburg genealogisch zusammen, die ihrerseits sich in die zwei Linien Hohenlohe Waldenburg - Barfenstein und Hohenlohe Waldenburg - Schillingsfürst spaltete. Der Stamm Johann von Hollach ist, wie schon erwähnt, in dem verhängnisvollen Jahr 1412 abgestorben.

Über die früheren Erinnerungskreuze des Letzgenannten sind nur dürftige Nachweise vorhanden.

Samuel Bucholtz (Oberpfarrer zu Lychen) sagt in seinem „Versuch einer Geschichte der Churmark Brandenburg“ Teil II. Berlin 1765 S. 573. „Dem von Hohenlohe zum Andenken wird noch ein hölzernes Creuz auf dem Cremmerdamm von der Stadt unterhalten, dessen Inschrift ihn einen Churfürstlichen General nennt, der allda gestorben. Die Unwissenheit damaliger Umstände bei den heutigen Bürgern zu Cremmen, hat wohl so unbestimmte Inschrift zu Wege gebracht, doch ist sie noch klüger als die mündliche Erzählung, dass er von seinem eigenen Diener, als er über den Damm geritten, meuchelmörderisch erstochen worden, dabey sie von keiner Schlacht wissen.“

Offenbar hat man in Cremmen, wo das Andenken an das Treffen mit der Verwitterung der Inschrift an dem Holzkreuze auch erloschen sein mochte, das letztere für eins der vielen Mordkreuze gehalten, die man zum Gedächtnis ermordeter Personen in unseren Marken an vielen Stellen aufgerichtet hat.

Unser Ehrenmitglied Wilhelm Schwartz, welcher in der ersten Auflage seiner „Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg“ (1871) eine in den folgenden zwei Auflagen (1886 und 1895) fortgelassene Geschichte unter der Überschrift „Das Kreuz am Cremmer Damm“ erzählt, sagt darin irrtümlich S. 127 „In diesem Jahrhundert ist das hölzerne Kreuz durch ein stattliches eisernes ersetzt worden“, es handelt sich, wie gesagt, um ein Steinkreuz; Schwartz fährt dann fort:

„Die Sage hat frühzeitig, wie schon ältere Berichte zeigen, sich hier angesetzt und nicht blos den geschichtlichen Hintergrund verwischt, sondern die Sache auch in die sogenannte Räuberzeit hinübergespielt, mit welcher das Volk im allgemeinen die Zeit des Faustrechts bezeichnet. Dort also, wo das Kreuz steht, heisst es in der Sage, ist ein Herr von seinem Bedienten erstochen worden. Es war auf des Herrn Kopf ein hoher Preis gesetzt, aber sie haben ihn nie fangen können, denn er wusste immer einen Ausweg, und seinen Pferden — er hatte nur Cavallerie — hat er immer die Hufe verkehrt aufschlagen lassen, so dass seine Verfolger dadurch getäuscht wurden und ihn immer gerade in entgegengesetzter Richtung suchten. An der Stelle hat ihn also sein Bedienter, wie er einmal vom Pferde stieg, von hinten mit dem Degen durchstochen. Den Preis hat er aber doch nicht erhalten, denn sie hatten ihn lebendig haben wollen. Und so haben sie den Bedienten auch todt gemacht. Es soll, wie die alte Chronik sagt, 1666 (!) oder 1696 (!) geschehen sein, setzte einmal ein Erzähler hinzu; in der stand überhaupt noch mehr davon, die ist aber 1840 beim Brand von Cremmen verbrannt.“

Auf der Nordseite wird der Cremmer Damm durch das Dorf Sommerfelde beherrscht. Dies muss man zum Verständniss der blutigen Vorgänge im Jahre 1412 festhalten, deren Darstellung Friedrich von Klöden in seinen „Quitows und ihre Zeit“ (3. Ausg. herausg. von Ernst Friedel, Berlin 1889 Bd. 2 S. 497) folgendermassen einleitet: „Man nahm die Richtung auf Kremmen, denn man hatte nun erfahren, dass die märkischen Verbündeten [darunter Dietrich von Quitow und Richard von Rochow] ihre Mannschaften bei Liebenwalde zusammenzögen. Am zweiten Tage, den 23. Oktober, erreichten die Brandenburger die Stadt, ohne auf einen Feind zu treffen. Hier aber erfuhren sie, dass er schlagfertig bei Liebenwalde stehe, nahe genug, um ein baldiges Zusammentreffen erwarten zu können.“

„Die Stadt Kremmen liegt am nördlichen Rande des Landes Glien und hat im Norden ein breites Luch, das sich besonders nach Westen hin sehr ausdehnt und hier in jenen Zeiten ganz unwegsam war. Ein gemachter Damm von einer halben Meile Länge führte als einziger Weg hindurch und nahe an dem ansehnlichen Kremmer See vorbei, nach dem wieder auf der Höhe gelegenen Dorfe Sommerfeld, hinter welchem das Gebiet der Grafschaft Ruppın begann. Die Stadt war mit einer hohen Mauer versehen und hatte drei mit Türmen besetzte Thore und zwei Kirchen, zu St. Jakobi und St. Nikolai. An der westlichen Seite der Stadt lag ein festes Schloss, auf welchem Lippold von Bredow mit seiner Familie wohnte. Man hielt es für das Geratenste, sich für jetzt in der Stadt festzusetzen und die Annäherung der Pommern abzuwarten. Am andern Tage, den 24. Oktober, erfuhr man, dass die Pommern anrückten und ihren Weg über den Grüneberger Damm, westlich Nassenheide vorbei, durch den Liebenberger Wald nähmen. Man entschloss sich ihnen entgegen zu gehen und zog über den Kremmer Damm nach Sommerfeld, wo man hinter diesem Dorfe unfern des Wanzdorfer und Liebenberger Waldes sich aufstellte. Friedrich glaubte so selbst im ungünstigen Falle mittels des leicht zu behauptenden Kremmer Dammes und der dahinter belegenen befestigten Stadt sich den Rückzug zu sichern und dem Feinde am leichtesten das Verfolgen wehren zu können, weshalb der Damm auch besetzt wurde. Gleich nach Mittag rückten die Pommern und Havelländer aus dem Walde hervor und stellten sich dem brandenburgischen Heere gegenüber. Mit Bestürzung bemerkte letzteres, dass das pommersche Heer mit den Quitows ihm an Zahl weit überlegen war.“

Und nun trat die Katastrophe ein, die mit dem Rückzuge der fränkischen Streitmacht nach Cremmen endete. Zu bemerken ist noch, dass der Körper des fränkischen Ritters Kraft von Leitersheim nicht gefunden wurde, derselbe ist sicherlich im Cremmer Luch versunken. Dass Hohenlohe sich für Friedrich in echt deutscher Treue dem Feinde

preisgegeben, dass er bei der Deckung des Rückzuges die Flucht verschmäht hat und ein Opfer seiner Vasallenpflicht für den Lehnsherrn geworden ist, hat dieser in tiefer Trauer selbst anerkannt.

Erwähnt sei noch, dass Lippold von Bredow, Schwiegervater Johann von Quitzows, Landeshauptmann der Mittelmark Stadt und Schloss Cremmen, wo er mit seiner Familie wohnte, als Lehen besass. In dem Friedensschluss mit Pommern vom 16. Dezember 1415 heisst es, was vor diesem Vertrage verhandelt ist, soll als beseitigt betrachtet werden, ausgenommen die Geschichte auf dem Damm von Cremmen, und was beide Teile vor kurzem wegen ihrer beider Herrschaft für Zwietracht gehabt haben, darüber solle Kaiser Siegismund entscheiden und beide Parteien mit Freundschaft vorladen.

Das erste grössere Treffen an und auf dem Cremmer Damm fand, wie wir erwähnten, bereits 1334 statt, wo auf pommerischer Seite Herzog Barnim der Grosse, Fürst Johann von Werle, Graf Heinrich von Schwerin, Bischof Friedrich von Camin, Graf Hermann von Naugart und Graf Johann von Gützkow sich hervorthaten. Auf Markgraf Ludwigs Seite (siehe Buchholtz a. a. O. II. S. 382) scheint es auf Graf Günther von Ruppin am meisten angekommen zu sein, da man, um nach Cremmen zu gelangen, diese Grafschaft passieren musste. Auch dies erste Mal war das Kriegsglück dem brandenburgischen Landesherrn abwendig. Nach einem alten Liede, das J. Fr. Sprengel 1765 in dem 21. Stück der Greifswaldischen kritischen Nachrichten veröffentlicht hat, gewannen die Pommern zwar die Schlacht, als sich aber die Brandenburger auf Cremmen selbst warfen und die Pommern nachfolgten, wurden sie mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen und schlossen bald darauf mit Brandenburg Frieden. Die Sache verlief also ähnlich wie die bereits erzählte unter Markgraf Friedrich I.

In naiver Weise besingt dies das sowohl für Pommern wie für die Mark kulturhistorisch interessante Volkslied*)

1. Als Barnim, de fast lütke Mann,
Averst im Kriege nich quade,
Am langen Damm kam heran,
Ging he flietig to Rade.
2. He sprak: Dat ist en garstig Loch,
Da mütten wie nich dorchrieden,
Et mögt uns kosten unsen Rock,
Wi willen man hier bliven.

*) S. Buchholtz a. a. O. Bd. 2. S. 383,

3. Wi willen schrieven ut de Stür,
De uns de nich will geven,
Den willen wir brüden mit det Für,
Un nah det Veh em streven.
4. Det Rat gefehl em allen wol
Se fingen an to graven,
Se mackten in de Erden holl,
Brachten det unnerst baven.
5. Markgraf Ludwig, de tappre Held,
Heelt up den Kremmschen Huwen,
Un dachte, dat sick da int Feld
De Pamern schölln traven.
6. Da averst kener kam hervär,
Liet he rупen sinen Peter,
Und sprack: Krieg dine Trumpet her,
Ried hen, as en Trumpeter.
7. Det segge Hertog Barnim an,
Ick hedde grot Verlangen,
Em as den Gast un sienen Mann
Im Felde to empfangen.
8. Wo averst em det nich behagt,
So will ick em tosprecken
Un ock im Luch sien unverzagt.
De Lanz mit em to brecken.
9. De Hertog sprack: He were da,
Un lichtlich ock to finnen,
De Spöt det stünde op de Wah,
Woll siehn, we werd gewinnen.
10. Drup ging et up den Damm hinab,
De was vull luter Köppe,
Et gaf da manchen harten Knap,
De Schall ging in de Zöppe.
11. De Märker kunnen nich bestahn,
De Luch was ehr Verderven,
Da musste mancher liggen gahn
Un ahne Wunne sterven.
12. Drum weken se up düsse Siet
Un menen da to fechten;
De Pamer folgt im vullen Tritt,
Schlog Heeren mit den Knechten.

13. To Cremmen ging em det nich an,
He musste buten blieven.
Det Fotvolk stund da Mann vör Mann,
Hulp em torügge drieven.
14. Se schoten up de Strat hinut,
De man van Pamern krewelt,
Un föhlen em so up de Hut,
Det em det Harte wewelt.
15. Det, sprack Schwerin, deit hier ken got,
Lat uns den Damm erfaten,
Oder wir weren unse Blot
Hier alle möten laten.
16. Se treckten wedder hin tom Damm
Un sammelten äre Büte.
Damit der Krieg en Enne nam,
Davör uns Gott behüde.

Dies denkwürdige Lied ist mit einer so bemerkenswerten humoristischen Unparteilichkeit abgefasst, dass man es ihm nicht anmerkt, ob der Dichter ein Pommer oder Brandenburger war. Ich vermute: ein Märker. Der Dialekt scheint mir heimatliche Anklänge zu haben, so das märkische „det“ für das pommersche „dat“.

7. Unser Mitglied Geheimrat Dr. Schwartz, zur Zeit in Wiesbaden, hat zu der heutigen Besichtigung folgende schriftliche Mitteilung eingeschickt:

Erinnerungen aus meiner Schulzeit auf dem Grauen Kloster aus den Jahren 1831 bis 38 in betr. der angrenzenden Klosterkirche.

a) Vom Altar aus links (vom Standpunkt, den der Geistliche einnimmt, aus) hing an einem Pfeiler in beträchtlicher Höhe ein männliches Portrait (Brustbild in Lebensgrösse), von dem der damalige Küster Streit, wenn er in der Kirche herumführte, Folgendes erzählte. König Friedr. Wilhelm IV. habe s. Z. als Kronprinz, wie er die Kirche mit seiner Gemahlin, Elisabeth von Bayern, einmal besuchte, „unter Hinweis auf das Bild“ zu derselben geäussert „Das ist Dein Ahn“. Dies Factum hat sich mir eingepägt. Ob es eine Verwechslung von Seiten des Küsters mit dem Leichensteine Ludwig des Römers war, der dort sich befand (s. Bellermann's Programm des Grauen Klosters v. J. 1823 S. 55) lasse ich dahingestellt. Als in den sechziger Jahren die Klosterkirche renoviert wurde, brachte ich die Sache in der Neuen Preussischen Zeitung zur Sprache, worauf der damalige K. Konservator der

Denkmäler Geh. Reg.-Rat v. Quast ebendasselbst erklärte, ihm sei ein solches Bild nicht vorgelegt worden, auch hätte, wenn ein derartiges vorhanden gewesen, es sicherlich nicht aus der Zeit L. d. Römers hergerührt, was ja vom Standpunkt der allgemeinen Kunstgeschichte aus seine Richtigkeit hat, wie mir auch anderweitig bestätigt wurde. Ein Bild war aber dort vorhanden gewesen.

b) Gleichzeitig forschte ich nach dem Verbleib einer eisernen, etwa ein Fuss im □ grossen Tafel mit dem Wappen Thurneyssers, wie es hiess, welche sich in der Mauer befunden hatte, die an der Klosterstrasse den Hof der Kirche abschloss. Aber auch diese Recherche war vergeblich.

8. Herr Lehrer und Küster Otto, welcher die gütige Führung im Innern des ehrwürdigen Gotteshauses übernommen hatte, bemerkte zu der Schwartz'schen Mitteilung, dass i. J. 1842 Zwecks Renovation verschiedene Oelgemälde aus der Klosterkirche entfernt worden und mehrere davon nicht wieder zurückgekehrt seien. Vielleicht habe sich Herrn Schwartz's Bild darunter befunden, jedenfalls werde es kein Oelgemälde aus der Zeit Ludwigs des Römers gewesen sein können, da damals dergleichen Bilder nicht üblich waren. Bezüglich der Thurneysserschen Eisenplatte mit dem Wappen des vielbewanderten Gelehrten und Hofmanns äusserten sich die Herren Friedel und Buchholz übereinstimmend dahin, dass es sich vermutlich um eine der eisernen Ofenplatten Thurneyssers handle. Derselbe habe das grosse Verdienst, in Brandenburg den Kunstguss in Eisen, aus hierorts gewonnenem Raseneisenstein eingeführt, in jedem Falle aber nach der Richtung des Kunstgewerbes hinaus gebildet zu haben. Es möge eine dgl. Ofenplatte mit Thurneyssers oder des Kurfürsten Wappen gewesen sein, die an der Mauer eingemauert war. Das Thurneyssersche Wappen befindet sich noch mehrfach innerhalb der Kirche, z. B. gemeisselt am Taufstein vor dem Altar und auf einem Stein, links vom Eingangsportal, wahrscheinlich Untersatz zu dem rechts befindlichen Kruzifix in der Nähe des Hohenlohebildes an der Mauer nach der Klosterstrasse zu.

Herr Lehrer und Küster Otto wies bei seiner Führung auf alle Sehenswürdigkeiten erklärend hin. Mit Rücksicht auf den uns zugemessenen Raum, die Fülle der Gegenstände und deren mehrfach vorhandene ausführliche Beschreibungen, können wir uns kurz fassen. Von den Grabinschriften oder richtiger Erinnerungstafeln Ludwig des Römers: A. C. MCCCLXV obiit illustrissimus princeps et dominus Ludovicus Romanus Marchio Brandenburgensis, filius invictissimi principis et domini Ludovici Imperatoris, hic inferius sub altari condigna reverentia et honore, ut par fuit,

tumulatus und seiner Gemahlin: A. C. MCCCLVII obiit inelyta domina, dn. Cunegundis, uxor magnifici principis domini Ludovici, Romani dicti, filia quoque serenissimi regis Cracoviae, sub altari hic inferius apud dominum et maritum suum honorifice tradita sepulturae ist nichts mehr vorhanden. Der Grabstein des Bürgermeisters Konrad von Belitz † 1308 fand besondere Beachtung, insbesondere aber die Erinnerungen an die Opfer des Cremmer Dammes von 1412. Vor allem die Gedenktafel Hohenlohes mit der Umschrift: Nach chris. geburt virzehnhundat iar und in dem zwelften iar an sant columbani tage verschied der hochgeborn graff herre Johans von hohenloch, dem got genade. Die Gedenktafel des Philipp von Utenhoven, der in Folge seiner am selbigen Tage empfangenen Wunden, am 28. Oktober in Berlin verschied, ist verschwunden. Dagegen ist von dem Gedächtnisstein des dritten Opfers vom Cremmer Damm, des Ritters Kraft von Leitersheim vor dem Altar wenigstens noch das Wappen (ein halb gschachteter Schild) erkennbar. Dieser Stein bedeutet nur ein Kenotaphium, denn wie von Herrn Friedel bereits erwähnt, ruht der Leichnam im unergründlichen Cremmer Moor.

Auch die Denkmäler der Renaissance Zeit, das Bild, welches Thurneysser seiner verstorbenen Gemahlin gewidmet, ferner die mancherlei Andenken an die späteren Geistlichen und Schulmänner des anstossenden Gymnasiums zum Grauen Kloster fanden gebührende Beachtung. Als dann dankte der 2. Vorsitzende dem Herrn Lehrer Otto verbindlichst für seine Mühewaltung, während die Versammlung sich nur zögernd, in andächtiger und nachdenklicher Stimmung von den geweihten, erinnerungsvollen kirchlichen Räumen trennte.

4. (3.) ausserordentl. Versammlung des V. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 20. Mai 1896, nachmittags 5 Uhr.

Besichtigung der Brauerei unseres Mitgliedes, des Herrn Julius Bötzw.

Es hatten sich etwa 70 Mitglieder mit ihren Gästen eigefunden. Herr Bötzw sowie der Betriebsdirektor Herr Gerner übernahmen die Führung, während Herr Zöbel, Ingenieur der Gesellschaft für Lindes Eismaschinen, und Herr Ingenieur Engel von der Firma